

21. Sonntag im Jahreskreis (Jahr A)

St. Pantaleon, 24.08.2008

„Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ (Mt 16, 13). Das fragte Jesus seine Jünger einmal in Cäsarea Philippi. Jesus fragt seine Jünger. Er, der die Autorität in Person ist, will offenbar nicht kommandieren, er fragt lieber, d. h. er nimmt seine Jünger in den anstehenden Überlegungsprozess hinein. Er nimmt sie also ernst, denn er will offensichtlich auf sie hören. Dadurch steigert er den persönlichen Wert der Jünger, denn er nimmt sie gewissermaßen als Gesprächspartner, als Mitdenker, und nicht bloß als Befehlsempfänger. Das schmälert seine Autorität keineswegs; im Gegenteil, es bekräftigt sie, denn die Jünger fühlten sich dann um so stärker zu ihm hingezogen.

Damit hat Jesus uns etwas ganz Wichtiges für die Gestaltung unseres normalen Lebens in Gemeinschaft offenbart, nämlich, dass es nicht gut ist, die Wahrheit, bzw. das, was man für Wahrheit hält, den anderen aufzudrängen, sondern dass man lieber Argumente sprechen lassen soll. Argumente können überzeugen, Schreien aber nicht. Das gilt für alle Lebensbereiche, selbstverständlich auch für die Diskussionen und für den Gedankenaustausch in Familie, Beruf und Gesellschaft. Man sollte die Machtworte nicht allzu sehr strapazieren. Man muss bedenken, dass die Wahrheit nur in zwei Bereichen unbedingt feststeht: im Bereich des Glaubens und im Bereich der Moral. Diese beide Bereiche rahmen übrigens die Unfehlbarkeit des Papstes in der Kirche ein, die Jesus an Petrus mit den Worten des heutigen Evangelium verspricht: *„Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein“* (Mt 16, 19). In allen anderen Bereichen des Lebens steht die Wahrheit nicht unbedingt unveränderlich fest. Die einen sehen einen Gegenstand von der Seite her und bekommen einen bestimmten Einblick, die anderen sehen ihn aber von einer anderen Seite her und bekommen dementsprechend einen anderen Einblick. Welcher Einblick ist wahr? Natürlich beide. Nur Gott ist absolut und nur ihm gebührt der Anspruch auf unverrückbare, unabänderliche Wahrheit. *„Ich bin die Wahrheit“* (Joh 14, 6), sagte Jesus über sich selbst. Darum müssen wir sehen, dass wir für unsere Einsichten und Überlegungen nicht jene Absolutheit einfordern, die uns Menschen nicht zusteht. Und deswegen sind wir gut beraten, im Umgang mit unseren Nächsten nicht unbedingt auf die Durchsetzung unserer Gesichtspunkte zu pochen, ohne die Argumente der anderen Seite zu hören. Beim Hören auf den Gesprächspartner sollen wir dessen Überlegungen übrigens mit der Bereitschaft hören, von ihm evtl. überzeugt zu werden, was die Folge haben kann, unser ursprüngliches Vorhaben doch nicht durchzusetzen. Wer so tut,

zeigt Offenheit des Geistes, ist flexibel aber auch weise, denn nur Dummen meinen, sie hätten die Wahrheit für sich gepachtet, und die anderen hätten ihnen unbedingt zu folgen. Wer letzteres meint, ist verbohrt, uneinsichtig und eigensinnig. Und außerdem ist er intolerant. Jesus will aber nicht, dass die Christen so sind, und deshalb fragte er seine Jünger, was die Menschen vom Menschensohn hielten, obwohl er das natürlich schon wusste. Damit hat unser Herr uns allen gezeigt, dass wir mit den Menschen, erst recht mit unseren engsten Nächsten – etwa dem Ehepartner - nicht so von oben herab sprechen dürfen, sozusagen kommandierend und ohne Rücksicht auf Verluste, sondern dass wir vielmehr auf die Würde unseres Gesprächspartners achten sollen, dass wir ihn ernst nehmen, ruhig und gelassen mit ihm sprechen, mit ihm Argumente austauschen, friedlich diskutieren sollen. Jesus fragt seine Jünger, weil er ihnen verdeutlichen wollte, dass man lernen muss, zuzuhören, bevor man handelt. Denn nur so geht man im Diskurs mit dem Nächsten rational vor. Gott möchte also, dass wir lernen, zu überlegen, bevor wir sprechen und handeln. Wer das nicht tut, ist den Empfindungen des Augenblicks ausgeliefert und handelt darum eben irrational. Denn es ist eine Erfahrungstatsache, dass die Gefühle des Augenblicks, wenn man auf eine entgegengesetzte Meinung stößt, eher negativ sind und oft zum Aufbrausen einladen. Vor diesem Hintergrund wird uns die große Bedeutung einer ganz konkreten Tugend klar, die der Begebenheit des heutigen Evangeliums unauffällig, doch tragend zu Grunde liegt, nämlich der Sanftmut. Die Sanftmut ist die Tugend, die uns befähigt, gerade dann ruhig zu bleiben und nicht auszurasen, wenn die Dingen nicht so laufen, wie wir möchten. Wir brauchen diese Tugend wie Mairegen. Sie ist so wichtig, dass der Hl. Paulus sie sogar als eine Frucht des Hl. Geistes in der Seele des Menschen bezeichnet (Vgl. Gal 5, 23). Der Besitz dieser Tugend bedeutet aber nicht, dass man sozusagen empfindungslos sein müsste, oder dass einem egal ist, was läuft, Hauptsache man bleibt ruhig. So ist die Tugend der Sanftmut sicher nicht. Und so etwas verlangt der liebe Gott übrigens auch nicht von uns. Die Tugend der Sanftmut zu besitzen, heißt also keineswegs, dass man nicht mehr die Fähigkeit hätte, zu zürnen. Nein. Sanftmut heißt nicht Weichheit, bzw. Interesselosigkeit. Sie heißt vielmehr, dass man die Neigung, irrational und unkontrolliert zu handeln, zu beherrschen weiß. Sanftmut – sagt Josef Pieper – ist nicht Harmlosigkeit.

Durch seine Frage an die Jünger („Für wenn halten die Menschen den Menschensohn?“) empfiehlt uns Jesus also, das Du in unsere Überlegungen mit einzubeziehen. Wir sollen das tun, nicht etwa, weil wir nicht wüssten, was zu machen wäre, sondern weil wir uns um Gemeinsamkeit bemühen wollen. Dann handeln wir vernünftig und gefallen wir Gott, ja wir folgen sogar Gott nach, der uns in allem Vorbild und Wegbereiter war. Und so ist es in der

Tat: Wer den Gesprächspartner ernst nimmt, ihm sanftmütig zuhört und die Bereitschaft aufbringt, die eigene Meinung evtl. zu revidieren, wenn die Argumente dafür sprächen, der folgt bestimmt Jesus, der uns diese Haltung vorgelebt hat. „*Ich habe euch ein Beispiel gegeben*“, hat er zu seinen Jüngern gesagt, „*damit ihr so handelt, wie ich ... gehandelt habe*“ (Joh 13, 15), hat er noch hinzugefügt.

Und wieder einmal fühlen wir uns gewissermaßen genötigt, Gott von Herzen zu danken, dass er uns den Weg des Christen so einfach gemacht hat. Christ sein, ist in der Tat – das betrachten wir hier Sonntag für Sonntag - keineswegs schwer, denn es ist in den eigenen Koordinaten des persönlichen Lebens zu schaffen. Christ sein, verlangt von uns nichts Außermenschliches oder Außergewöhnliches, sondern lediglich, dass wir im Sinne des Evangeliums das tun, was eben zu tun ist. „*Ob ihr esst oder trinkt, oder etwas anderes tut*“ (1 Kor 10, 31), sagt der Hl. Paulus, tut alles im Sinne Gottes, dann seid ihr Christen durch und durch. Wer im Gespräch mit dem Du zuzuhören gelernt hat, mit ihm ruhig und gelassen eigene Gesichtspunkte vorträgt und die ehrliche Bereitschaft aufbringt, die Argumente des anderen zu würdigen, der befindet sich indiskutabel auf dem Weg der Nachfolge Jesu. Ist das nicht wunderbar, meine lieben Schwestern und Brüder, dass der Weg der Nachfolge Jesu tatsächlich von jedermann gehbar ist? Ja, das ist es auf jeden Fall. Dafür müssten wir Gott von Herzen danken, dass er uns damit Horizonte der menschlichen und der christlichen Entfaltung erschließt.

Aber das Evangelium der heutigen Hl. Messe enthält noch weitere Unterweisungen unseres Herrn für die Gestaltung unseres normalen Lebens. Aus der Fülle von Inhalten möchte ich nur noch einen herausgreifen. Auf die Frage Jesu, für wann die Menschen ihn halten, hätten die Jünger gewiss als erstes die Meinung der Pharisäer, der Sadduzäer und der Schriftgelehrten vorbringen können, die behaupteten, Jesus sei ein Irrlehrer, bzw. eine politische Gefahr für das Volk im Kampfe gegen die römische Besatzungsmacht, oder gar ein Gotteslästerer, der sich anmaßt, zu behaupten, er sei Gottessohn. Aber nein. Die Jünger haben Jesus nicht gleich von den negativen Einschätzungen über seine Person berichtet, auch wenn das – so könnte man denken – nah gelegen hätte, denn gerade diese Leute – seine erklärte Gegner - waren die, die das Wirken Jesu stark beeinträchtigten, die Bevölkerung beunruhigten und eine echte Gefahr für Jesus darstellten, der sehr aufpassen musste, dass sie ihn nicht vor dem Hohen Rat anklagten. Die Jünger haben in seiner Antwort auf Jesus dennoch nicht gleich über diese klar negativen Einschätzungen berichtet, sondern über die eher positiven. Sie antworteten Jesus nämlich so: „*Die einen (halten dich) für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten*“ (Mt 16, 14). Zwar hatten die Vertreter solcher

Einschätzungen sich offenbar noch nicht bis zum Bekenntnis der Gottes Sohnschaft Jesu vorgedrungen, sie waren jedoch zweifellos auf dem Weg dahin, denn die Propheten waren jedenfalls große Autoritäten im Volke Israel, die in einem direkten Zusammenhang mit dem erwarteten Messias standen. Auf jeden Fall waren solche Auffassungen über Jesus zu begrüßende Schritte in die richtige Richtung. Also etwas Positives. Und darüber berichteten die Jünger Jesus als erstes. Offensichtlich hatten sie zu jenem Zeitpunkt bereits schon von Jesus gelernt, die Situationen des Lebens von der positiven Seiten her zu betrachten. Der Umgang mit Jesus hatte ihnen offensichtlich einen positiven Blick für die Welt wie auch für die Geschehnisse in der Welt gegeben. Die positive Lebenseinstellung gehört augenfällig zum menschlichen Stil Jesu. Wer mit Jesus Christus eng zu tun bekam, wie die Jünger, wurde unausweichlich in ein Klima der Bejahung und des Positiven hineingeführt. Von Jesus Christus ging nämlich ein Geist aus, der die Wirklichkeit mit einer eindeutig bejahenden Gesinnung umging. Man braucht nur das Evangelium aufzuschlagen, da weht einem sofort ein unwiderstehlicher Geist der Freiheit und der Liebe zum Positiven entgegen. Jesus Christus war alles andere als ein Pessimist. Er ließ sich von den unweigerlichen Schwierigkeiten des Lebens nicht in den Pessimismus herunterziehen. Nicht einmal, als seine Feinde ihn eines Tages von der Zinne eines Berges herunter werfen wollten. Als sie ihr mörderisches Vorhaben gerade durchführen wollten, da löste er sich von ihnen souverän und – so drückt sich das Evangelium wörtlich aus – *„schritt mitten durch die Menge hindurch und ging weg“* (Lk 4, 30). Wenn das schon beindruckend war, dass er sich von ihnen auf dieser Weise befreit hat, um so beeindruckender ist die Tatsache, dass so ein furchtbares Erlebnis seine positive Lebenseinstellung gar nicht schmälerte. Das beeindruckte seine Jünger sehr, die auf diese Weise lernten, dass es bei Jesus eigentlich keinen Pessimismus, keine Schwarzmalerei, keine Untergangsstimmung oder ähnliches gibt, sondern gerade das Gegenteil: der Blick wird nach vorne gerichtet, man ist zuversichtlich, denn man weiß, dass Gott in all dem, was geschieht, immer seine Hand im Spiel hat. Und die Hände Gottes – wie Kard. Höffner sich einmal vor seinem unmittelbaren Tode äußerte – sind immer *„gute Hände“*. Selbst das, was objektiv schlecht ist, darf uns den Blick für das Positive nicht verstellen. Wie sollen wir das verstehen? Dürfen wir das tatsächlich Negative in der Welt, das Böse, das tatsächlich geschieht, übersehen, nicht berücksichtigen? Will Gott das von uns? Auf gar keinen Fall! Sähen wir das Böse und das Negative nicht, auch bei unseren Nächsten, bei den Menschen also, mit denen wir das Leben teilen, wären wir blind oder naiv. Und das sind wir halt nicht. Und Gott will bestimmt nicht, dass wir es sind, bzw. es werden. Was sollen wir also tun, um dem Pessimismus nicht zu verfallen, wenn wir unangenehmen Situationen begegnen, die sich

halt so ergeben, bzw. die sich hartnäckig nicht bewältigen lassen? Auf dem Marienfeld beim WJT in Köln ging unser Hl. Vater Benedikt XVI. auf diese Frage ein und sprach dabei von der "*Explosion des Guten*". Jesus Christus habe die brutale Gewalt, die ihm angetan wurde – die Kreuzigung –, in eine Tat der Liebe verwandelt, die sich selber schenkt, ganz und gar. Das ist – so der Hl. Vater – die „*Kernspaltung im Innersten des Seins*“. Das Böse wird sozusagen entkernt, und es wird dann Gutes freigesetzt. Das ist, so Benedikt XVI., der Sieg der Liebe über den Hass, der Sieg der Liebe über den Tod (Vgl. Verlautbarungen, Nr. 169, S. 85-86). „*Säe Liebe, wo es keine Liebe gibt, und du wirst Liebe ernten*“, sagten schon die Alten. Meine lieben Schwestern und Brüder, das ist die Lösung, die einzige Lösung, um dem Pessimismus, bzw. der Untergangsstimmung oder gar der Hoffnungslosigkeit nicht zu verfallen, um nicht grundtraurig zu werden, um nicht in Verzweiflung zu geraten, wenn Dinge geschehen, die nicht geschehen sollten, und für die sonst keine Aussicht auf Besserung am Horizont erscheint: die Explosion des Guten! Die Explosion der Liebe! Am Kreuze war Jesus Christus zwar äußerlich am Ende, innerlich war er jedoch ein brennender Ofen der Liebe. Und das ist die Richtung, die Jesus uns mit seinem eigenem Tun erschlossen hat. Wenn wir Dinge erleben, die uns traurig machen, bzw. unsere frühere Frische und unseren Elan nehmen könnten, dann ist der Augenblick gekommen, in dem auch wir die Methode Jesu anwenden sollen: die Explosion des Guten, die Explosion der Liebe. Dann ist der Augenblick gekommen, in dem wir uns vor Gott bewusst stellen sollen, und ihm dann so innig wie möglich so etwas wie folgendes sagen: „*Jesus, was ich jetzt erlebe, ist wirklich die Höhe, das macht mich traurig, ich bin enttäuscht; aber nein! Aus Liebe zu dir, mache ich gute Miene zum bösen Spiel, ja noch mehr: ich verbinde mich mit dir, der du auch so etwas erleben musstest und dich dabei nicht hast unterkriegen lassen*“. Wer so tut, wer so zu Gott spricht, der ahmt Jesus Christus auf jeden Fall nach. Und er wird, wie Christus, mitten in der Schwierigkeit, wie diese auch aussehen mag, Haltung bewahren, den Frieden behalten, Gelassenheit erleben, vor allem aber wird er Gott erfahren, der ihm ins Herz eine tiefe Freude schenken wird, eine Freude, die anders als die nur sinnliche Freude, bis in die letzte Faser seiner Person reichen wird.

Dass es so sei, darum bitten wir Gott auf die Fürsprache seiner und unserer Mutter Maria.